

nen. Davon abgesehen aber bietet das Handbuch in den einzelnen Artikeln gute Einführungen in den Kontext eines ikonographischen Motivs, so dass nicht nur die Wiedererkennung auf einem Kunstwerk erkenntlich wird, sondern die Nutzung des Handbuchs auch den Sinnhorizont erschließt. Sabine Poeschel beschreibt die wesentlichen Merkmale und illustriert dies, indem sie ausgewählte Künstler mit ihren Werken anführt. Schwarzweiß-Abbildungen vermitteln einen visuellen Eindruck zum zugehörigen Lemma, aber nicht jedes Lemma wird auf diese Weise illustriert. Dies mag man, im Vergleich zu vergleichbaren Werken zur Ikonographie, vielleicht bedauern, doch weder aus der Kostenperspektive noch von der Notwendigkeit einer dennoch zu treffenden Auswahl her ist dies ein wirkliches Manko. Die Verfasserin bietet zu jedem Artikel eine gute Auswahl von Beispielen, wobei sie selbst darauf achtet, dass diese möglichst öffentlich zugänglich sind. Angesichts einer größeren Zahl von elektronischen Datenträgern mit entsprechendem Bildmaterial wäre vielleicht ein Kombipaket von Handbuch und Abbildungs-CD-ROM eine Lösung.

Eine Auswahlbibliographie verzeichnet neben Primärliteratur, relevanten Katalogen und Sekundärliteratur auch eingängige Nachschlagewerke. Das Glossar bietet eine schnelle Übersicht über die verwandten relevanten Begriffe des Handbuchs, und der Index der Attribute erschließt hilfreich die zugehörigen Personen resp. Szenen. Ein Stichwortregister und ein Künstlerregister sowie das Abbildungsverzeichnis schließen das Handbuch ab. Nicht übersehen werden sollte schließlich die Einführung in Gegenstand und

Methode der Ikonographie (S. 13–32), in der die Verfasserin an Fallbeispielen anschaulich darlegt, welchen Stellenwert der Ikonographie als Instrumentarium innerhalb der Kunstgeschichte zukommt. Dem Nutzer, der das Handbuch nicht nur als Steinbruch zur Entschlüsselung nutzen möchte, kann man diese Einleitung als Reflexion über das Verständnis von Kunstwerken nur empfehlen.

Das Buch ist insgesamt gesehen eine Bereicherung für alle, die mehr als nur eine Bestimmung suchen, vielmehr um ein kontextuelles Verständnis von Bildinhalten ringen. Aus der Sicht eines Theologen, der in die Ausbildung von Kirchenführern involviert ist, unterstreicht das Handbuch die Notwendigkeit, sich mit der christlichen Tradition auseinander zu setzen, wenn man die Werke der Kunstgeschichte verstehen will – ein hoher Anspruch in unserer Zeit.

Christoph Schmitt

Karl Heinz Steinbeisser: Lesezeichen sammeln. Geschichte und Formen der Lesezeichen aus sechs Jahrhunderten. Vom Leserädchen zum modernen Lesezeichen. Ingolstadt, 2006. ISBN 3 00 017649 7. 108 S., zahlr. Abb., 29,80 Euro.

Lesezeichen gehören zu jenen alltäglichen Gebrauchsgegenständen, die man meist gedankenlos benutzt. Ein zufällig zur Hand genommenes Stück Papier, eine Postkarte oder irgendein flacher Gegenstand reichen oft schon aus, sich die Stelle zu merken, an der man die Lektüre eines Buches unterbrochen hat. Umsichtige Menschen benutzen hingegen möglicherweise eigens für diesen Zweck hergestellte

Lesezeichen, wohl meist in der Form flacher Streifen und vielleicht mit der Werbung eines Verlags bedruckt, und nur sehr wenige Kunstsinnige nehmen gar Einmerkzeichen aus edleren Materialien zur Hand, aus Holz, Elfenbein oder Silber. Den meisten dürfte dabei nicht bewusst sein, dass Lesezeichen eine lange, ins Mittelalter zurückreichende Geschichte haben und in unterschiedlichsten Formen, Materialien und Funktionsweisen hergestellt wurden.

Karl Heinz Steinbeißers Buch bietet auf 55 Textseiten einen umfassenden Überblick auf die Geschichte und die Vielfalt der Lesezeichen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Er unterscheidet drei zeitliche Gruppen: die echten Lesezeichen des Mittelalters und der frühen Neuzeit, die in individueller Handarbeit angefertigt wurden; die große Zahl von Kleingraphiken des 18. und 19. Jahrhunderts, also z.B. Andachtsbilder, die nicht als Lesezeichen angefertigt, aber häufig als solche gebraucht wurden ("non-Lesezeichen"); und schließlich die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts industriell und massenhaft hergestellten Lesezeichen für die schnell wachsende Leserschaft. – Formal unterscheidet er sechs Gruppen: Einlegelesezeichen, Leserädchen, Stecklesezeichen, Blattweiser sowie die noch jungen Dreiecklesezeichen (zum Aufstecken auf die Blattecke) und Bügellesezeichen.

Lesezeichen lassen sich seit dem ausgehenden Mittelalter nachweisen. In den Handschriften und frühen Drucken, die oft keine Blatt- oder Seitenzählung hatten, waren sie unentbehrliche Merkhilfen. Die einfachsten Lesezeichen waren schmale Pergamentstreifen, deren oberes Ende man umknickte, damit sie nicht aus den auf Lesepulten aufgestellten Büchern glit-

ten. Leseschnüre¹⁸ wurden aus Leder, Hanf oder Seide gefertigt und wurden aus dem nämlichen Grund am oberen Ende verknotet. Mehrere Schnüre konnten kunstvoll zusammengeknüpft werden, um damit verschiedene Seiten eines Buches einzumerken. Später wurden die Schnüre fest in den Einband des Buches eingebunden; als Lesebändchen leben sie bis heute in sorgfältig gestalteten, sogenannten Leseausgaben fort.

Die für den modernen Betrachter ungewöhnlichsten mittelalterlichen Lesezeichen waren die drehbaren Leserädchen (eine treffendere Bezeichnung ist Drehscheibenlesezeichen): es handelt sich um Pergamenträdchen, die durch Drehen die Spaltenzahl anzeigten, an der die Lektüre unterbrochen wurde; durch Verschieben des Rädchens entlang einer Schnur konnte sogar die Zeile markiert werden. Leserädchen wurden meist eigens für einzelne Bücher angefertigt und an die Zahl der Spalten angepasst. Sie waren im 15. bis 16. Jahrhundert gebräuchlich und dürften sich ausschließlich in Büchern im Besitz von Bibliotheken erhalten haben.

Im 16. bis 18. Jahrhundert waren besonders Stecklesezeichen beliebt. Die meist herz- oder keilförmig geschnittenen Lesezeichen hatten einen V-förmigen Einschnitt, mit dem sie ähnlich wie eine Büroklammer auf den Rand des Blattes aufgesteckt wurden, um die Seite und die Zeile für das Weiterlesen zu markieren. Stecklesezeichen konn-

¹⁸ STEINBEISSER nennt die Leseschnüre „Register“; es ist nicht deutlich, ob dieser Begriff auf alle mittelalterlichen Lesezeichen oder nur auf die Blattweiser (s. u.) zu beziehen ist. Vgl. Ernst-Günther REHSE: Lesezeichen. Itzehoe 1994, S. 9 u. 11.

ten leicht vom Leser selbst aus Pergament- oder Papierresten oder aus nicht mehr benötigten Drucken, wie z.B. Spielkarten, anfertigt werden. Sie haben sich in großer Zahl in Bibliotheksbeständen erhalten.

Eine Sonderform des Lesezeichens stellen die Blattweiser dar: es sind fest am Blattrand angeklebte Streifen, die bestimmte Stellen in einem Buch dauerhaft kenntlich machen. Auf diese Weise konnten beispielsweise verschiedene, in einem Buch zusammengebundene Werke unterschieden werden. In den Daumenregistern umfangreicher Nachschlagewerke haben die Blattweiser einen modernen Nachfahren gefunden.

Steinbeißer behandelt zwar in erster Linie Lesezeichen, die eigens für diesen Zweck als solche angefertigt wurden, geht aber auch auf die große Zahl von kleinen Gebrauchsgraphiken ein, die oft sekundär als Einmerkhilfen benutzt wurden (sogenannte „non-Lesezeichen“). So entstanden seit dem 18. und vor allem dem 19. Jahrhundert massenhaft kleinformatige Druckgraphiken, die häufig auch als Lesezeichen Verwendung fanden. Da diese zumeist auf Papier gedruckt wurden, geht Steinbeißer zunächst in einem informativen Exkurs auf die wichtigsten druckgraphischen Verfahren seit dem 15. Jahrhundert und ihre wesentlichen Erkennungsmerkmale ein: Holzschnitt, Kupferstich, Radierung, Lithographie, Stahl- und Holzstich.

Aus dem Bereich der religiösen Gebrauchsgraphik ist die große Zahl der Andachtsbilder („Heiligenbildchen“) zu nennen, die auf Papier, Pergament, Holz, Seide oder Gelatine gedruckt wurden; ebenso wurden Beichtzettel und Schutzbrieflein, die ein kurzes Fürbittgebet enthielten, häufig in Gesangsbücher und Bibeln einge-

legt. Als weitere „non-Lesezeichen“ fanden seit etwa 1890 Ansichtspostkarten Verwendung sowie der breite Markt der Reklame- und Sammelbilder, u.a. Zigarettenbilder, die bis in die 1950er Jahre sehr beliebt waren.

Ein eigener Markt für Lesezeichen entwickelte sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bedingt durch die Industrialisierung des Buchdruckes wurden breitere Käuferschichten angesprochen, die verstärkt auch das Produkt Lesezeichen nachfragten: „Lesezeichen wurden plötzlich Mode“ (S. 36); sie mussten nicht nur funktional, sondern auch ästhetisch ansprechend gestaltet werden. Während Lesezeichen aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit heutzutage nur noch in geringer Zahl zu kaufen sind, stellen die seit dem 19. Jahrhundert in großer Zahl entstandenen Lesezeichen das eigentliche „Jagdgebiet“ des modernen Sammlers dar.

Die ersten „echten“ Lesezeichen waren aus Seide: der Seidenweber Thomas Stevens aus Coventry begann 1862, äußerst dekorative farbige Seidenbänder mit dreidimensionaler Wirkung zu fertigen. Die sogenannten „Stevengraphs“, welche in ähnlicher Form auch von anderen namhaften Webereien hergestellt wurden, sind heute bei Sammlern sehr begehrt. Allein Stevens ließ über 900 verschiedene Motive registrieren.

Neben den Lesezeichen aus Seide oder anderen Textilien entstanden seit dem 19. Jahrhundert solche aus ganz unterschiedlichen Materialien: Kunststoff, Zelluloid, Bakelit, Horn, Bein, Elfenbein, Perlmutter, Leder... Jeder dieser unterschiedlichen Arten widmet der Verfasser einen eigenen Abschnitt, in dem Herkunft und Eigenschaften des Materials erläutert werden. Besondere

Aufmerksamkeit wird dem Elfenbein geschenkt und der schwierigen Frage der Unterscheidung von anderen Materialien wie Zelluloid oder Bein. Unerwähnt bleiben die sogenannten „Aufschneider“ als Sonderform der Einlegelesezeichen¹⁹: damit konnten Bücher aufgetrennt werden, deren Druckbögen noch nicht beschnitten worden waren. Vielleicht waren die bei Steinbeißer abgebildeten Stecklesezeichen aus Metall oder anderen festen Materialien auch dafür gedacht? Die weitaus größte Zahl von Lesezeichen wurde seit 1890 auf Papier gedruckt. Der Sammler ist daher gut beraten, sich aus der Vielfalt der erhaltenen Papierzeichen ein eigenes Sammelgebiet herauszusuchen, z.B. mit Hinblick auf Motive oder Drucktechnik. Innerhalb der Papierlesezeichen überwiegen bei weitem solche, die Werbeaufdrucke aus zahlreichen Branchen von Handel und Industrie tragen. Lesezeichen als Werbeträger waren bis in die 1950er Jahre beliebt, bis sie durch die Werbung in Rundfunk und Fernsehen verdrängt wurden. Natürlich haben auch Verlage und Buchhandlung von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, mit Lesezeichen für sich zu werben. – In der Zeit des Nationalsozialismus wurden Lesezeichen auch für Propagandazwecke gebraucht.

Das abschließende 6. Kapitel widmet der Verfasser dem Gebiet des Sammelns von Lesezeichen: das Erwerben von Lesezeichen (hier nimmt das Online-Auktionshaus eBay inzwischen eine herausragende Position ein), Preise, Altersbestimmung, Aufbewahrung und Archivierung. Die zahlrei-

chen wertvollen Hinweise wird vor allem der noch unerfahrene Sammler dankbar aufnehmen.

Den Abschluss des Textteiles bildet ein Verzeichnis der verwendeten Literatur sowie einiger Internet-Adressen. Diesen wäre die Adresse einer online verfügbaren, umfangreichen privaten Lesezeichen-Sammlung hinzuzufügen: <http://www lesezeichenmuseum.de>.

Der zweite Teil des Buches besteht aus einem umfangreichen Abbildungsteil. In den durchgehend farbigen Bildern findet man zahlreiche Beispiele für die im Textteil beschriebenen Lesezeichen, wobei die papiernen Lesezeichen seit dem 19. Jahrhundert wegen ihrer übergroßen Vielfalt absichtlich vernachlässigt wurden. Beim Durchblättern des Bildteiles gewinnt man einen ersten Eindruck von der beeindruckenden Vielfalt an Formen und Motiven der Lesezeichen.

Karl Heinz Steinbeißers Buch ist für ein breites Publikum geschrieben. Es wendet sich an jeden, der sich für das Thema interessiert oder mit dem Sammeln von Lesezeichen beginnen möchte. Der Text ist sehr verständlich formuliert, sämtliche Fachausdrücke werden erklärt, und man erhält interessante Einblicke in die Kulturgeschichte des Lesens.

Darüber hinaus genügt der Text aber durchaus auch wissenschaftlichen Ansprüchen. Es dürfte sich wohl um die bisher umfassendste monographische Darstellung zum Thema Lesezeichen in deutscher Sprache handeln. Der Kenner findet darin Bekanntes und Neues systematisch und mit nahezu enzyklopädischer Genauigkeit zusammengetragen, und der buchkundlich Arbeitende wird es mit Nutzen zur Hand nehmen.

Hervorzuheben ist auch die sorgfältige Gestaltung des Buches mit festem

¹⁹ Vgl. REHSE: Lesezeichen (wie Anm. 1), S. 46f und Abb. 136–139.

Einband und Fadenheftung. Als „Clou“ hätte man sich freilich, ganz im Sinne des Themas, ein Lesebändchen oder ein eigens gefertigtes Lesezeichen gewünscht.

Einen eigenen Web-Auftritt von Steinbeißers Buch mit einigen Abbildungen findet man unter <http://www.lesezeichensammeln.de/>

Gernot Lorenz

Martina Giese. Die Textfassungen der Lebensbeschreibung Bischof Bernwards von Hildesheim. Hannover : Hahnsche Buchhandlung, (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte; 40). 2006. 137 S., 20.00 Euro.

Bernward, 993–1022 Bischof von Hildesheim, ist nicht nur für die Kunstgeschichte bedeutend, er war darüber hinaus zu seiner Zeit eine der einflussreichen Persönlichkeiten der ottonischen Reichspolitik. Über ihn liegt uns eine ausführliche Lebensbeschreibung vor, die der Domscholaster Thangmar als sein ehemaliger Lehrer noch zu des Bischofs Lebzeiten und mit seiner Autorisation aufgeschrieben haben will. Nach einem langen Stillstand der Forschung – die Monumenta-Ausgabe durch Georg Heinrich Pertz von 1839 ist immer noch unsere einzige kritische Textedition! – macht die junge Münchener Historikerin Martina Giese die Überlieferungsgeschichte der Vita Bernwardi zum Thema einer Studie. Grundlage sind im Wesentlichen 26 Handschriften, die uns diese Schrift in teilweise höchst unterschiedlicher Form überliefern, und von denen Pertz, abgesehen auch von seinen Fehldatierungen, nur 6 berücksichtigt hat.

Die erste vollständige Fassung in einer Handschrift des Hildesheimer

Michaeliskloster, die heute in Hannover aufbewahrt wird, wird mit dem Heiligsprechungsprozess Bernwards in Verbindung gebracht, der 1192/92 seinen Abschluss fand. Sie ist für Pertz die Leithandschrift gewesen. Die Fassung, die Bischof Siegfried II. (1279–1310) ein Jahrhundert später anfertigen ließ, setzt wiederum einen älteren, von der ersten abweichenden Überlieferungsstrang voraus. Im späteren Mittelalter erscheint Bernwards Lebensbeschreibung dann verkürzt und märchenhaft verbrämt in umfassenderen Legenden-sammlungen, Nacherzählungen werden angefertigt und ins damalige Niederdeutsche übersetzt. Schließlich erfahren wir noch Abenteuerliches über Henning Rose, den Mönch aus dem Michaeliskloster, der im 16. Jahrhundert Zeugnisse über Bernward und andere Hildesheimer Heilige flächendeckend gefälscht haben soll (hier harrt noch manches einer weiteren Untersuchung). Am spannendsten bleibt freilich immer noch die heute in Dresden liegende Handschrift, die um 1038 geschrieben wurde, und damit jedenfalls mehr als 150 Jahre vor dem frühesten erhaltenen Exemplar der Lebensbeschreibung liegt. Die Dresdener Handschrift enthält zwar bereits etwa 2 Drittel unseres Textes, nur dass dort nicht die Lebensbeschreibung des Hildesheimer Bischofs Thema ist, sondern die Dokumentation des Streites mit dem Erzbischof von Mainz um die Rechte am Stift Gandersheim, der sich ja über die ganze Zeit seines Episkopats hinzog und für das Hildesheimer Bistum damals von nicht geringer Bedeutung war. Eine Überlieferung also, die nicht lange nach dem Tod Bernwards der „Urfassung“ Thangmars noch sehr nahe ist, und dem Leser noch nicht die Brille der Heiligsprechung